Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 85. Sonntag, 27. März 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag ging sie spazieren. Planlos. Ziellos. Sah fröhliche Menschen. Mädchen und junge Männer Arm in Arm, Sonne in den Augen, die heute nichts vom Alltag wußten.

Und erkannte, daß sie doch noch nicht zu diesen gehörte, daß eine Welt sie noch trennte von allem, was jetzt gewissermaßen ihresgleichen war!

Das machte sie traurig.

Entwurzelt fühlte sie sich. Einer vertrauten, sorglosen, wenn auch langweilenden Umgebung entrissen und in eine Umwelt verpflanzt, in der sie keinen Nährboden fand.

Am Abend weinte sie wirklich ein bißchen . . . obwohl sie sich sagte, daß es ganz töricht sei und auch nicht recht wußte, warum. —

Aber dann kam wieder die Woche mit ihrer Arbeit und ließ das Trübe versinken. Nur die Sehnsucht nach einem Menschen blieb. Sie suchte ihn.

Mansfeld war immer höflich und aufmerksam, er knüpfte Gespräche an und lud sie sogar eines Tages zum gemeinsamen Besuch des „Alkazar" in der Behrenstraße ein. Sie lehnte freundlich ab. Er war ihr unsympathisch.

Hinter seiner glatten, selbstgefälligen Art spürte sie etwas, das ihre Abwehr weckte.

Sie begann ihre Aufmerksamkeit auf Richard Weghart auszudehnen. Der stille junge Mensch mit den schwermütigen Augen zog sie an. Seine scheue Zurückhaltung, seine Verlegenheit, wenn sie ihn ansprach, belustigten sie erst, dann vermutete sie etwas anderes dahinter.

Eines Tages, während der Frühstückspause, trat sie an sein Pult, um Briefumschläge von ihm zu erbitten. Hastig schlug er ein Buch zu, in dem er gelesen hatte, und war so verwirrt, daß sie ihre Bitte wiederholen mußte.

Zu ihrem Erstaunen erkannte sie an dem Titel des Buches, daß es Richard Wagners Briefwechsel mit Liszt war.

„Interessiert Sie denn das?"

Da sah sie ein helles Aufleuchten in seinen Augen . . . ein Leuchten, das die ganze Tiefe ihrer Schönheit aufflammen ließ.

„Ja!" Zum ersten Male klang es nicht verlegen und scheu, sondern voll verhaltener Begeisterung und Hingabe. „Ich interessiere mich für alles, was Musik ist!"

Mehrmals am Tage, wenn sie zufällig zu ihm hinüberblickte, dachte sie darüber nach. War das vielleicht die Ursache seiner Schwermut? Hatte auch er eine Sehnsucht . . . viel größer und heiliger als ihre kleine unbedeutende? Die Sehnsucht nach etwas Herrlichem, das ihm verschlossen blieb, weil er nur ein unvermögender Bürogehilfe war?

Wieder stieg Mitleid mit ihm hoch in ihr.

Am Abend saßen sie allein im Kontor. Mansfeld ging stets Punkt fünf Uhr . . . sie mußten die Post fertig machen und kamen selten vor sieben los.

Als Weghart auch heute, wie sonst, mit einem scheuen Gruß verschwinden wollte, hielt sie ihn zurück.

„Können wir nicht ein Stück zusammengehen, Herr Weghart?" fragte sie ihn freundlich. „Wo wohnen Sie denn?"

Er errötete vor unendlicher Verlegenheit und begann wieder zu stottern.

„In — in Neukölln — am Rennplatz —."

Sie hatte das unabweisbare Bedürfnis, mit diesem Menschen noch ein wenig zu plaudern. Sie mußte mehr über ihn erfahren. So gingen sie nebeneinander die Prinzenstraße entlang. Schwerfällig humpelte er neben ihr her, sein Klumpfuß klapperte unregelmäßig. Er hielt sich so weit von ihr entfernt, daß fast noch jemand zwischen ihnen hätte gehen können.

Helga Wendhus wußte selbst nicht, was sie veranlaßte, dessen Weg einzuschlagen, auf dem sie doch eigentlich nichts zu suchen hatte. Außerdem schien ihre Anwesenheit ihn nur zu bedrücken. Er hielt den schmalen Kopf gesenkt und wagte nicht aufzusehen.

Bis zur Dresdener Straße waren sie schon gekommen, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Helga, die Weltgewandte, wußte nicht recht, wie sie diesen armen Jungen aus seiner Scheu herauslocken sollte.

„Sie lieben also die Musik?" fragte sie endlich.

Er nickte.

„Da sind wir ja verwandte Seelen, Herr Weghart! Auch ich kann mir nichts Schöneres denken! Es ist so wundervoll, irgendwo ganz still zu sitzen und die Flut von Tönen über sich hinrauschen zu lassen, daß man glaubt, von ihnen getragen zu werden in ein Land, das unsere Seele ersehnt."

Ruckweise erhob er den Kopf und sah sie an. Und bei ihren leisen Worten wob sich wieder das Leuchten in seine Augen und wieder klang seine Stimme ganz anders wie sonst, als er sagte:

„Sie empfinden das auch, nicht wahr? Eine Welt tut sich auf, aus der man gar nicht wieder heraus möchte! Es gibt nichts Herrlicheres!"

„Warum sind Sie nicht selbst Musiker geworden, Herr Weghart?"

Sofort sank er wieder in sich zusammen.

„Es . . . es ging nicht! Von der kleinen Pension der Mutter und —"

Das Leuchten in seinen Augen war erstorben. Aber Helga begann nun sehr vorsichtig zu forschen und zu fragen und erfuhr allmählich seine Geschichte. Der Vater war Violinist in der Staatsoper gewesen und an einem Herzleiden vor fünf Jahren gestorben. Gerade in der schlimmsten Inflationszeit. Mit dem Tode des Vaters mußte Richard alle seine Hoffnungen begraben. Und was für Hoffnungen waren das gewesen!

Er hatte davon geträumt, ein berühmter Geiger zu werden wie Sarasate oder Burmester — oder ein Kapellmeister wie Nikisch und Furtwängler — oder ein Komponist wie Wagner und Richard Strauß!

Ganz verändert war er, als er davon erzählte, wie er zu Lebzeiten des Vaters, ein Junge noch, manchmal

den Aufführungen in der Staatsoper beiwohnen durfte. Alles Scheue, Gedrückte war abgefallen. Helles Rot einer fast an Schwärmerei grenzenden Hingabe überglühte sein Gesicht.

Und Helga erkannte, daß Musik die Seele dieses jungen Menschen war.

Bis weit über die beabsichtigte Strecke begleitete sie ihn. Es machte sie froh, ihn erzählen zu hören, so ganz aufgehen zu sehen in seinem Element. Er wußte nichts mehr in dieser Stunde von der Fron des Tages, unter der er litt. Er hatte einen Menschen, dem er von seiner Sehnsucht, seiner Lebensliebe sprechen konnte!

Als sie sich endlich trennte von ihm, mit warmem, hellen Lächeln ihm die Hand gab und sagte, sie hoffe, sich nun recht oft mit ihm unterhalten zu können, strahlte ihr innige Dankbarkeit aus der Tiefe seiner schönen Augen entgegen.

Ein seltsames Gefühl wallte in Helgas Innerem, als sie allein den Weg zurückging. Sie hatte einem armen Menschen eine glückliche Stunde geschenkt . . . und dies Glück strömte auf sie zurück und erfüllte sie mit einem Wissen von Lebensschönheiten, von denen sie bis heute kaum etwas geahnt hatte!

4.

Es entspann sich eine regelrechte Freundschaft zwischen den beiden so grundverschiedenen Menschen. Wenn Helga morgens ins Büro kam und ihm freundlich zulächelte, dann wich das niederdrückende Traurige von ihm. Oft im Laufe des Tages fand sich Gelegenheit zu ein paar Worten, die das vertraute Band zwischen ihnen immer fester knüpften. Abends gingen sie regelmäßig ein Stück Weges zusammen . . . und dann war meistens er es, der Scheue, Schüchterne, der sprach, aus sich herausging und ein anderer wurde.

Sie lenkte das Gespräch nur mit ein paar leisen lieben Worten in die rechte Bahn. Und erstaunte immer mehr vor dem Reichtum der Empfindungen in der Seele Richard Wegharts. Sie sprachen über Wagner . . . und er zeigte ihr eine Welt, an der sie bisher nichts gefunden. Sie sprachen über Beethoven — und er breitete die unergründlichen Tiefen des Titanen vor ihr aus. Sie war in all diesem die Empfangende und fühlte sich doch reich als Gebende. Denn sie löste das alles ja in ihm, brachte zum Klingen, was verborgen in ihm schlummerte und sich sonst nicht ans Licht wagte.

Einmal klagte er schmerzvoll über seine Armut, die es ihm unmöglich mache, ein Konzert oder die Oper zu besuchen, darunter leide er am meisten, er vergehe manchmal vor Sehnsucht danach.

Da besorgte sie heimlich zwei Eintrittskarten zu einer „Tristan"-Aufführung. Und fragte ihn abends, ob er morgen Zeit habe, sie habe zwei Karten für die Oper geschenkt bekommen und wäre ihm dankbar, wenn er sie begleiten würde. Allein möchte sie nicht gehen.

Er blieb stehen. Und sie sah Tränen in seinen Augen.

„Sie — Sie wollen mich mitnehmen?"

Ein ungläubiges Stammeln wars.

Sie fühlte selbst etwas Feuchtes aufsteigen in sich, so sehr rührte sie seine zag aufglimmende Freude.

„Unsinn, Richard, mitnehmen! Sie sollen mich begleiten, weil ich nicht allein gehen kann!"

So schnell humpelte er vorwärts, daß er ins Stolpern kam und sie ihn festhalten mußte. Wieder blieb er stehen und ergriff jäh ihre Hand.

„Fräulein — Sie — Sie machen mich so glücklich! Seit fast einem Jahre war ich nicht in der Oper — und nun — ich weiß gar nicht, wie ich das wieder gutmachen soll!"

„Jetzt sind Sie aber gleich still!" lachte sie verlegen. „Wer redet denn vom Gutmachen? Ich habe die Karten geschenkt bekommen — also —"

*

Den Abend vergaß Helga lange nicht. Etwas ganz Neues war über sie gekommen.

Und wenn dieses seltsame Jahr mir nichts weiter brächte als diese Erkenntnis, daß andern Freude machen die größte Eigenfreude ist — mein Entschluß, Arbeiterin zu werden, wäre übergenug belohnt!, dachte sie beglückt und fühlte sich nicht mehr einsam.

Im zweiten Rang saßen sie, hoch über dem Parterre. Sie sah in den Logen die Damen in glänzender Abendtoilette mit leuchtenden Schultern und mattweißen Nacken, sah die Herren im dunklen Abendanzug, sah manches bekannte Gesicht. Was diese Damen und Herren wohl sagen würden, wenn sie sie hier oben sähen in der Gesellschaft des blassen, ärmlich gekleideten Burschen, der neben ihr daherhumpelte, wie vor Jahrhunderten der Hofnarr neben seiner Fürstin?

Ganz still saß Richard Weghart. Sie beobachtete ihn und vergaß die Gesellschaft da unten.

In sich zusammengesunken hockte er da, den hageren Kopf weit zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Er sah nichts von den Vorgängen auf der Bühne, hörte nur . . . und im Hören formten sich ihm Bilder, deren unerhörte Schönheit und Erhabenheit sich eindruckstief auf seinem Asketengesicht widerspiegelten. Die schmalen Lippen ein wenig geöffnet, die Züge gelöst in intensiver Hingabe und doch gleichzeitig gespannt in unnennbarem Genießen, bot er den Anblick eines Menschen, der — enthusiastisch berauscht, — nicht mehr ist als Erfassen, gieriges Einsaugen langentbehrter Süßheit.

In den Pausen fand er sich nur schwer zurück in die Wirklichkeit und antwortete zerstreut auf ihre Fragen . . . aber alles an ihm glühte. Welch ein Unterschied zwischen dem armen scheuen Menschen im Büro und diesem im Banne Wagnerscher Musik schwelgenden!

Ein Zittern war in ihm nach immer neuem Sichdurchströmenlassen. Nicht von seinem Platze wich er. Auch Helga blieb sitzen. Es wäre ihr unangenehm gewesen, irgend einen Bekannten zu treffen, so gar nicht „salonfähig". Und Rede und Antwort stehen zu müssen.

Als sie dann am Schluß der Vorstellung das Theater verließen und sich mit den Hunderten hinausschoben, versteckte sie sich buchstäblich hinter jedem breiten Rücken, um nicht gesehen zu werden. Und war froh, endlich die Straße gewonnen zu haben.

Und nun auf dem Wege zur Straßenbahnhaltestelle sprach Richard Weghart. Sprach begeisternd und sich überstürzend, als fürchte er, nicht alles sagen zu können, was in ihm pulste und brauste, wenn er es nicht schnell tue. Sprach von den Leistungen der Künstler, zergliederte das Spiel der Kapelle mit so klarer, kritischer Einfühlungsgabe, daß Helga Wendhus sich wieder und wieder wunderte über ihn. So viel Leben, so viel Klugheit des Urteils hatte sie nicht vermutet in dem Siebzehnjährigen. (Fortsetzung folgt.)

Ostern.

Weidenkätzchen, weich und grau
Klettern am Gezweig empor,
Krokus wagen gelb und blau
Sich hervor.

Und ein zarter, grüner Hauch
Segnet schon den Bergeshang,
Flötend dringt aus dürrem Strauch
Amsellsang.

„Ostern!" raunt der Buchenschaft,
Flüstert scheu die Birke nach,
Ostern, das des Todes Kraft
Jubelnd brach.

Seele, die du frierend weinst,
Blühe wie das weite Land,
Weil des Menschen Sohn dereinst
Auferstand!

Lotte Niedemann.

Ostern in fernen fremden Ländern.

Das Osterfest der Fünfzigtausend. — Ein Osterspiel bei den Wilden. — Das Modekleid der Madonna. — Das Eierrollen im Weißen Hause. — Die österlichen Reiterfeste bei den Tscherkessen. — Der beliebte Heiratsmarkt.

Von **M. A. v. Lütgendorff.**

Ostermorgen in Los Angeles, in der Stadt, die so bezaubernd schön am Stillen Ozean im westlichen Kalifornien liegt, inmitten einer Vegetation von tropischer Üppigkeit. Schon frühzeitig strömt alles aus der Stadt heraus, die Automobile schieben sich neben- und hintereinander, bis endlich der weitausgedehnte Platz erreicht ist, wo schon Tausende und Abertausende von Menschen dicht gedrängt stehen, um dem Ostergottesdienst im Freien beizuwohnen, der wirklich das ist, was der Amerikaner haben will: eine Sensation. Wohin man blickt, sieht man nur Menschen, aufgestellt in riesigem Halbkreis, in dessen Mitte, umgeben von Massenchören, der Gottesdienst stattfindet. Am Bergabhang, der diesen ungeheuer menschenvollen Platz nach der einen Seite hin abschließt, liegt ein weißes Kreuz von unwahrscheinlicher Größe. Es wird von weißgekleideten, eng nebeneinander stehenden Schulkindern gebildet. Rechts und links von den Menschenmassen sind ihre Automobile aufgestellt, Hunderte und wieder Hunderte von Wagen, die, wenn die Feier zu Ende ist, wiederum lärmend und knatternd sich hintereinander die Landstraße entlang schieben. Aber unter den fünfzigtausend Menschen, die an diesem Ostergottesdienst teilnehmen, ist sicher kaum einer, der ihn unbefriedigt verläßt. Und man kann es nicht leugnen: Die Feier in diesem Riesenraum unter freiem, blauem Himmel macht Eindruck auf jeden, der ihr zum ersten Male beiwohnt.

Eine Osterfeier ganz anderer Art begehen die Eingeborenen von La Dominica, einer der Marquesas-Inseln im Stillen Ozean. Sie führen nämlich — ursprünglich von den Missionaren dazu angeregt — ein richtiges Passionsspiel auf und versuchen, so gut sie es können und es sich vorstellen, die Leidensgeschichte des Erlösers dramatisch darzustellen. Das Spiel dieser den Tahitiern sehr ähnlichen Menschen ist stark realistisch und insofern auch ihren Lebensgewohnheiten angepaßt, als Jesus beim letzten Abendmahl kein Lamm, sondern Früchte mit seinen Jüngern teilt. Ja die eifrigen Schauspieler auf der einsamen Insel leben sich so in ihre Rollen hinein, daß sie den Judas nur von einem wirklichen Verbrecher dargestellt sehen wollen. Tatsächlich wird zu diesem Zweck denn auch immer ein Sträfling aus einer nahen Gefangenenkolonie herbeigeholt. Auch in der Rolle des Aussätzigen, der von Jesus geheilt wird, muß immer ein wirklich Aussätziger auftreten, was sich ebenfalls ermöglichen läßt, da auf der Insel viele am Aussatz Leidende leben. Damit sich die Jungfrau Maria von den übrigen Mitwirkenden unterscheide, sucht man für ihre Rolle gern eine Halbweiße zu gewinnen; sie ist dann auch gewöhnlich die einzige Mitwirkende, deren Kostüm ihrer Rolle entspricht, während die Gewänder der anderen Spieler natürlich alles eher als stilecht sind und Johannes der Täufer seine Würde sogar mit Vorliebe durch einen alten — Frack kennzeichnet.

In den Ländern Südamerikas ist Ostern die Zeit der großen prächtigen Prozessionen, die besonders am Palmsonntag dadurch charakteristisch sind, daß die Teilnehmer allerhand überaus kunstvolle aus Palmblattfiedern hergestellte Gebilde in Gestalt großer Herzen und Kreuze in den Händen tragen. In den kleinen Städten Südamerikas hält man auch darauf, daß zum Osterfest die Madonna in der Kirche recht schön aussieht. Diese Anschauung findet sich allerdings auch in Spanien, wo es für die vornehme Welt als Ehrensache gilt, der „Virgen de los Dolores", der Schmerzensreichen, die bei der Osterprozession mitgetragen wird, die kostbarsten Schmuckstücke zu — leihen, damit die Mutter des Erlösers einen möglichst prächtigen Eindruck macht. Allein in Südamerika kommt es mehr auf ein elegantes Kleid als auf schönen Schmuck an, und so kann es der Reisende dort in der Tat mit staunenden Augen erleben, daß in den Kirchen der Kleinstädte die Marienstatue während des Osterfestes nicht nur ein neues, sondern auch ein modisch gearbeitetes Kleid trägt, daß an ihren Füßen Lackschuhe glänzen, während die behandschuhte Hand einen Fächer hält. Andere Länder, andere Sitten!

Einen lustigen Osterbrauch haben die Engländer, vielleicht auch die Deutschen in Amerika heimisch gemacht. Es ist das „egg-rolling" oder „Eierrollen", das sich alljährlich am Ostersonntag im Garten des Weißen Hauses in Washington unter den Augen des Präsidenten abspielt. Der Spaß, an dem jedes Jahr vier- bis sechstausend Kinder teilnehmen — also für den kleinen Yankee schon wegen des Massenbetriebs besonders beglückend —, besteht darin, daß die Kinder zuerst nach den im Garten versteckten Eiern suchen und hierauf die Eier über einen Abhang hinunterrollen, wobei darauf geachtet werden muß, daß sie nicht zerbrechen, weil jedes zerbrochene Ei dem Mitspieler, der beim Rollen mehr Glück hatte, ausgeliefert werden muß. Das egg-rolling-Spiel ist so recht ein Vergnügen für alle. Es gibt keinen Unterschied zwischen arm und reich, und die kleinen Republikaner schmausen alle einträchtig und mit Wonne die Eier, die ihnen der Rivale abtreten mußte.

Fern von Amerika, auf der anderen Halbkugel der Erde, und zwar mitten im Heiligen Lande selbst, findet man einen ähnlichen Osterbrauch, bei dem es darauf ankommt, daß nicht das Ei zerbricht, an das hier der Mitspieler mit seinem Ei anklopft, also genau so wie beim alten deutschen Eierpicken. Dieses Spiel ist in Jerusalem um die Osterzeit sehr beliebt, und überall da, wo sich an den Feiertagen Menschen ansammeln, sieht man auch das Eierklopfen. Hier spricht übrigens der Aberglaube mit, denn es heißt, daß der, dessen Ei beim Klopfen ganz bleibt, im kommenden Jahre Glück hat. Die größte Osterfreude für die Bewohner der Heiligen Stadt ist aber der Schmaus des Osterlammes, das heute, wie vor zweitausend Jahren, das österliche Mahl des Volkes darstellt. Wochenlang haben die strengen Fasten gedauert, die selbst den Genuß von Milch, Eier und Fett ausschalteten, aber sobald die Glocken des Erlösers Auferstehung künden, endet diese lange Entsagungszeit. Im Hofe, unter freiem Himmel, dreht jeder sein Lamm am Spieß und genießt schon als Vorfreude den leckeren Bratenduft, bis endlich nach der Beendigung des Gottesdienstes der Schmaus beginnt, der nun auch die Einleitung zu weiteren guten und festlichen Mahlzeiten bildet.

Im russischen Kaukasien, wo in entlegenen Gegenden die Sowjetmacht noch nicht so fühlbar ist, gibt das Osterfest den Tscherkessen gute Gelegenheit, ihre Reitkünste zu zeigen. Alljährlich um die Osterzeit laden sich die Einwohner der kleinen Ortschaften gegenseitig zu ihren Reiterfesten ein, und auf den weiten Ebenen führen nun die Reiter, die mit ihren Pferden wie verwachsen erscheinen, ihre tollkühnen Kunststücke aus. In jedem europäischen Zirkus würden diese Aufsehen erregen, dort im fernen Kaukasus aber gelten sie fast als selbstverständlich. Nur wenn der Reiter auf dem Pferde stehend dahinrast, ohne auch einen Augenblick aus dem Gleichgewicht zu kommen, gerät auch der Tscherkesse in Begeisterung, denn diese Spitzenleistung gelingt selbst dem gewandtesten Reitkünstler nicht immer.

Ein wunderlicher Osterbrauch hat sich in Montenegro, im Lande der schwarzen Berge, eingebürgert. Dort werden am Ostersonntag in den Dörfern und kleinen Städten große Märkte abgehalten, jedoch für viele und besonders für die jungen Mädchen und Burschen ist nicht der Jahrmarkt das Hauptvergnügen, sondern der — Heiratsmarkt, der sich diesem angliedert. In langen Reihen stehen und gehen die in ihren reich gestickten malerischen Trachten oft wirklich verführerisch aussehenden Mädchen auf den Marktplatz, und langsam, sie aufmerksam beobachtend, ziehen die Burschen an ihnen vorbei. Hier und dort blitzt dann ein Auge auf, und hier und dort löst sich ein Mädchen von ihren Gefährtinnen, um einen Bewerber Red und Antwort zu stehen, denn der will vor allem auch wissen, wie es mit der Mitgift beschaffen ist. Auch in Bosnien benutzen die jungen Leute gern die Osterfesttage, um Musterung unter den Dorfschönen zu halten, die nach dem Gottesdienst auf dem Platze auf und ab wandeln. Nur geht es hier nicht ohne den Heiratsvermittler, da es als sehr unfein gelten würde, wollte der Bewerber, wie der Montenegriner, seine Angelegenheit gleich selbst einleiten. Allein da wie dort ist der Ostersonntag Schicksalsstunde für viele junge Mädchen, die sich an dem Tage für ihr Leben binden oder — aufs nächste Jahr warten

---

Frohe Ostern.

Von **Johannes Wunsch.**

Ostern ist ein frohes Siegeswort, das uns alle mit frischem Mut und neuer Hoffnung beglücken muß. Ostern ist das freudenvolle Auferstehungsfest, nach dem wir uns sehnen all die kalten Wintertage hindurch. Beim Beginn des Frühlings feiern wir Ostern, gleichsam zum Zeichen des Wiedererwachens aus banger Leidensnacht, aus trüben und schweren Zeiten.

Wie der holde Lenz die Blumen hervorzaubert und die ganze erstarrte Natur zu neuem Leben erweckt, so soll auch Ostern, das frohe Jubelfest der ganzen Christenheit, uns er-

muntern und auferwecken zu neuer Tatkraft. Ostern ist ja das Fest des Glaubens und der Hoffnung.

Wem läuten die hellen Osterglocken nicht tief ins Herz hinein? Wessen Seele wird nicht ergriffen vom aufjauchzenden Gruß der ehernen Stimmen, die von allen Kirchtürmen der Welt den vollendeten Sieg des Erlösers verkünden? Und dieser starke Erlöser, der von den Toten auferstanden ist, er ist und bleibt auch unser barmherziger Gott und Heiland, auf dessen unendliche Liebe und Güte wir zuversichtlich hoffen und bauen dürfen.

Frohe Ostern — fröhliche Auferstehung! Der Glaube an die unüberwindliche Kraft des göttlichen Siegers auf Golgatha soll auch uns stärken im Kampfe um unser Lebensglück, damit wir vorwärts streben und nicht unterliegen den finsteren Mächten der Zwietracht und des Mißtrauens.

Die Osterglocken läuten jubelnd den Sieg ein über Tod und Sünde, über Haß, Neid und Feindschaft. Der Sündentod ist überwunden durch den Erlösertod am harten Kreuzesstamm. Das vordem so furchtbare dürre Marterholz treibt jetzt grüne Sprossen der beglückenden Hoffnung! Es ist zum wahren Segenskreuz geworden für alle Menschen dieser Erde. Erst noch verspottet und verachtet, strahlt es nun hell und licht als goldenes Siegeskreuz über alle bösen Mächte und verbreitet tausendfachen Segen für alle, die gläubig hoffend zu ihm emporblicken.

Sind auch wir einen langen Leidensweg gegangen, mußten auch wir den steinigen Golgathahügel ersteigen, so winkt doch auch uns der sonnenumstrahlte Tabor, der Berg der geistigen Auferstehung und der siegreichen Himmelfahrt.

Mit hoffnungsvollem Gottvertrauen, mit mutiger Tatkraft und felsenfester Zuversicht müssen wir alle an Ostern der Zukunft entgegensehen. Es nützt kein Klagen, es hilft kein Verzagen! Nur die eigene Kraft und Einigkeit kann uns vorwärts bringen einem lichten frohen Ostermorgen entgegen. —

Die Osterglocken sind Siegesglocken; sie sollen auch uns zum Frieden locken! Leben und Auferstehung, kein ewiger Schlaf und keine Verzweiflung! Frischer Mut macht alles gut!

Christliches Volk, besinne dich endlich auf dich selbst! Reibe den langen Winterschlaf aus den Augen, erwache zu neuer Lust und Arbeit und wandere frohgemut einer besseren Zukunft entgegen! Verlaß dich doch nicht auf andere, sondern auf dich selbst! Friede, Liebe und Einigkeit sollen wieder einkehren in jedes Haus, in jede Familie, in jedes Menschenherz hienieden. Dann sind die Osterglocken wahre Siegesglocken! Vorwärts müssen wir schreiten, aufwärts müssen wir streben! Das ist wahre Osterfreude, echtes Auferstehungsglück . . . .

Christus der Herr über Tod und Leben, er ist auferstanden! Er, der die Welt gegen sich gehabt — er, den seine unversöhnlichen Feinde ans Kreuz geschlagen — er ist auferstanden! Er lebt! Er triumphiert! Ist das kein großer Trost für uns alle? —

Sündenschlaf und Leidensnot, Kleinmut und Verzagtheit — sie müssen verschwinden und abgestreift werden für immer! Dann wird Ostern zu einem wahren Jubel- und Freudenfest werden und zu einem siegreichen Auferstehungstag für glaubensvolle Herzen und lebensstarke Seelen, die auf Gottes Vaterhilfe bauen hienieden . . .

Auferstehung.

Eine Ostererzählung von Carl Ferdinand Rudolph.

Ein wolkenlos blauer Himmel über Jerusalem. Die goldenen Strahlen der Morgensonne breiten ein Meer von Licht über die Stadt. Sie finden ihren Weg auch in die dunkle enge Kammer des römischen Soldaten. Er liegt auf seinem Lager auf Stroh. — — Seine Augen haften auf den leuchtenden roten Flecken an der Krone von Dornen. Er selbst hat sie gewunden; hat sie auf die hohe Stirn des Mannes gedrückt; hat ihn verhöhnt und gequält. — — Er hat ihn dann am Kreuz sterben sehen, zu dessen Häupten der Landpfleger die Worte setzen ließ: „Dies ist Jesus, der Judenkönig." Neben sich aber hörte er seinen Hauptmann sagen: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen." „Gottes Sohn" hat ihn sein Hauptmann genannt! Aber, als er dies sprach, zuckten Blitze aus dunklen Wolken, dröhnte der Donner und wankte die Erde ringsum. Die Menschen flüchteten in Angst und Verwirrung. — Und verwirrt war sicher auch der Hauptmann, als er den Mann am Kreuz Gottes Sohn nannte. — Welches Gottes Sohn sollte er denn sein? — Gewiß, er war anders gewesen als sonst die Menschen. — — — Der Soldat hat viel in der Welt gesehen, seitdem er die Vaterstadt am Tiber verlassen. Viele Gefangene hat er gegeißelt, wie er auch diesen Jesus hat geißeln müssen. Noch nie aber hat er in solche Augen gesehen wie in die des Mannes am Kreuz. — — Aber — eines Gottes Sohn? Hätte ein Gott seinen Sohn so viel erdulden lassen? Wie hätte der Römer Gott den Frevler zerschmettert, der wie er es gewagt, diesem Gottes Sohn die Dornenkrone in die Stirn zu drücken! Nie hätte Jupiter es erlaubt, daß er die Dornenkrone dort auf der Bank als merkwürdige Erinnerung an den Toten von Golgatha mit heim nach Rom nähme. — Längst versunken wäre die Stadt, in der solcher Frevel wie hier an einem Sohn der heimischen Götter verübt worden wäre. — — Aber nichts war geschehen. — — —

Welch ein schöner Morgen ist heute für Jerusalem angebrochen! Viel zu schön, um hier in der Kammer zu liegen, und törichten Worten des Hauptmanns nachzudenken. — Dienst hat er heute nicht. — Er beschließt hinaus zu wandern vor die Stadt nach Golgatha, um sich die Zerstörungen des Erdbebens am Tage der Kreuzigung anzusehen. — — Er geht die Straße, auf der er in der Cohorte die drei zum Tode am Kreuz Verurteilten geführt hat. Aber wie anders sieht heute die Stadt aus als vor zwei Tagen! — Goldene Sonnenfäden überall. — Helle, Licht und Leben, — wo vor zwei Tagen Dunkel, Schatten und Tod gewesen. Vor zwei Tagen Haß und Zorn, und heute — Friede, überall Friede. — Grau und düster sah auch die Mauer hier aus, als der Mann unter der Last seines Kreuzes zusammenbrach. Dunkle schwere Wolken am Himmel, als die römische Abteilung den Bauern vom Felde zwang, dem Ermatteten das Kreuz zu tragen. Heute baden hier die Vögel ihr buntes Gefieder in den weißen Wellen des Lichts. — Von den Höhen leuchtet das Grün der Zypressen in sonnigster Frühlingspracht. — Nein, das ist kein Tag, um Tod und Grauen aufzusuchen. — — — Der Soldat beschließt zum Ölberg hinauf zu wandern, von dem man weit über Stadt und Land hinausschauen kann. —

Er ist nur wenige Schritte gegangen, als er römische Soldaten in großer Hast die Straße entlang kommen sieht. Verwirrt und verstört sehen sie aus. — Wo haben sie ihre Waffen? Die Gefährten seines Manipels sind es, die der Landpfleger zur Bewachung des verschlossenen Grabes des Jesus von Nazareth bestellt hat. — Entsetzen blickt aus ihren Augen. — Er fragt den Einen nach der Ursache. Aber der Mann kann nicht reden. Stumm zeigt er zurück auf den Weg, den er gekommen, — dann — flüchtet er weiter. Drei Frauen nähern sich. Hell leuchten ihre Augen. — Da schlägt der Soldat den Weg ein, den die Frauen gekommen. An der Biegung führt ein Seitenpfad zu einem Felsen. — — Aber, was ist das?! —

Eine Fülle von Glanz strömt von dort her! — Überstrahlt er nicht selbst die goldene Morgensonne?! — Furcht überkommt den Soldaten. Er muß die Augen schließen. — Er wagt es nicht, in die blendende Helle zu sehen. — — Seine Füße versagen den Dienst. — — Er sucht Halt an einem Baum, der am Wege steht. — — — Die drei Frauen kehren eilend zurück. Mit ihnen 11 Männer. — Hat er diese nicht in der Nähe des Kreuzes stehen sehen, an dem Jesus von Nazareth verschied? — Sie treten zwischen ihn und den Glanz am Felsen. Scheu folgt er ihnen. Die Frauen und Männer knien vor der offenen Tür des Felsens. Der große Stein ist fortgewälzt. Ringsumher liegen Waffen. — Der älteste der 11 Männer geht hinein in das Grabgewölbe. — — — Tiefe Stille. — Leise streicht der Morgenwind über die Felder. — Die Frauen weinen. — — Der Mann kehrt zurück. Weißes Leinen trägt er in den Händen. Ein Schweißtuch weist er den Knienden. — Dann betet er mit ihnen zu dem Gott, dessen Sohn von den Toten auferstanden. —

Und der Soldat gedenkt der Worte seines Hauptmanns: „Wahrlich, das ist Gottes Sohn gewesen!" — —

Er tritt zurück, wagt es nicht, sich zu den Knienden zu gesellen. Von fern nur blickt er scheu zu dem offenen leeren Grab. — Und in dem Glanz, der um den Felsen ist, sieht er ein Kreuz wie das, an dem Gottes Sohn gelitten. Das Kreuz aber strahlt weit in die Lande hinein. — Da weint der Soldat und — schämt sich. Und unter Tränen erinnert er sich der Worte, die Jesus zu Pilatus sprach: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Da kommt eine große Ruhe über den römischen Soldaten. Seine Hände falten sich, wie er es bei denen gesehen, die sich Jünger Christi nennen. Ihm ist, als ob von dem großen Glanz um ihn ein Strahl sich in sein Inneres senkt. — — — Hell sieht er einen Weg vor sich. Den will er gehen. — — —

Und er geht den Pfad, den die Jünger gewandert, um aller Welt zu verkünden von Jesus, Gottes Sohn, dem Auferstandenen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 27. März 1932.

Das Bild im Scherben.

Eine Ostergeschichte. / Von Gottfried Kölwel.

Jetzt war die Zeit nahe, da ich wieder mit reichlicheren Geschenken bedacht werden sollte. Vor allem war es die Taufpatin, die zu Ostern das Haus mit Schätzen füllte. In seidener Feiertagskleidung kam sie stets an, mit einem riesigen Korb am Arm und stellte ihn lachend vor mich hin. Da gab es viel zu beschauen: rote, blaue, gelbe und grüne Eier, Osterlämmchen aus weißem Zucker, bunte Auferstehungsfahnen, braune Hasen. Alles mußte ausgekramt werden, bis der Korb ganz leer und der Tisch bedeckt war wie mit einem Zauberberge.

Diese Fülle hatte etwas Aufreizendes an sich. Man kam sich selber so aufgehäuft vor wie dieser Zauberberg. Was für ein ausgewähltes Glück man doch hatte! Solch einen Haufen zu bekommen, den man mit den Armen gar nicht mehr umfassen konnte. Man möchte glauben, die reichlichen Geschenke würden ein Kind völlig befriedigen. Für den Augenblick ist es wohl auch so. Aber dann, mitten in der Fülle, wächst das Gefühl nach noch mehr. Denn das Kind nimmt sein Maß aus dem Märchen, wo es entweder nur Zwerge oder Riesen gibt. Doppelt so groß müßte der Haufen sein, dreimal, fünfmal, zehnmal so groß. So groß wie der Tisch selbst und noch größer. Man müßte sich mitten hineinstellen können und der Überfluß mußte über einem zusammengehen . . .

Da geschah es eines Tages vor Ostern, als ich gerade vom unaufhörlichen Nesterbauen kam — viel Nester, viel Eier, dachte ich — daß an der Wand im Hausgang ein großer, voller Sack lehnte. Das Hausmädchen, ein rotbackiges, blondes, stets lustiges Wesen, stand dabei und schlug, kaum es mich bemerkt hatte, die prallen Hände wie bei einer großen Verwunderung zusammen. „Schau nur gerade her", rief sie, „was dir deine Patin heuer geschickt hat! Einen ganzen Sack voll Ostereier!"

Im ersten Augenblick stand ich wohl etwas betroffen ob eines solch riesigen Geschenkes, meine Augen feuchteten und die Braunen darüber mochten sich leicht büscheln. Aber dann, kaum ich den Sack richtig ins Auge gefaßt hatte, war es nun auch schon wieder selbstverständlich, daß man soviel auf einmal bekam. Die Patin hatte es ja, sie konnte es also auch geben. Schon erfaßte mich ein unwiderstehlicher Trieb, in den Sack zu schauen und den Blick in all der Fülle untergehen zu lassen. Ich riß den Strick, der nicht weniger als drei- bis viermal herumgewickelt und fest geknüpft war, in aller Hast einfach herunter, ohne ihn erst aufzuknüpfen, und faltete den Zipfel des Sackes mit einem einzigen Griff auseinander. Da, wahrhaftig, da lagen lauter bunte Eier, rote, blaue, gelbe, grüne, so wie ich sie jedesmal zu Ostern bekam. Ein ganzer Sack voll heuer! Mußte das einen Berg geben, einen Riesenberg! Sofort fing ich an, Ei um Ei herauszunehmen und alle Schätze auf den großen Holzstufen, die vom Flur aus zu den viel höher gelegenen Zimmern führten, auszubreiten. Alle Stufen wollte ich damit bedecken, wie bunte Himmelsleitern sollten sie aussehen.

Da spürte ich, während ich immer wieder in den Sack griff, plötzlich etwas Rauhes in meiner Hand. Ein Hase aus Schokolade, dachte ich und mein Gesicht glänzte vor Freude. Aber es verwandelte sich sehr rasch zu einem erstaunten und finsteren Ausdruck. Ich stand eine kurze Weile wie erstarrt, meine Augen zitterten und in meiner Hand fing es an zu brennen. Ob vor Scham oder Erregung, weiß ich heute nicht mehr genau zu sagen. Aber es brannte, das war ganz deutlich. Denn da lag in meiner Hand statt eines schokoladenen Osterhasen eine ganz gewöhnliche, braune Kartoffel. Sie war noch schmutzig von der Ackererde und schien mich mit ihren Hohlaugen recht höhnisch anzusehen. Anfänglich begriff ich es nicht ganz, wie diese Erdfrucht mitten in den Jaubersack gekommen sei, war wohl ein Versehen gewesen; aber als ich mit dem nächsten Griff wieder eine Kartoffel hervorzog, dann wieder eine, und ich beim Hinunterschauen in den dunklen Sack bemerkte, daß überhaupt nichts anderes mehr als schmutzige Kartoffeln darinlagen, die oben nur mit bunten Eiern zugedeckt waren, zog etwas Kaltes und Bitteres durch mich hindurch. Ernüchtert stand ich eine Weile da und erkannte, wie sehr man mich, meiner großen Wünsche wegen, in aller Absicht geprellt hatte.

Eine jähe Wut packte mich nun an. Ich stellte mir vor, die Pate hätte einen Sack voll Eier geschickt, während ihn das Hausmädchen, das in einer düsteren Ecke stand und sich vor Lachen den Bauch hielt, mit ganz ordinären Kartoffeln gefüllt hatte. So griff ich denn rasch nach den Kartoffeln und warf sie gegen das Mädchen. Dieses lief ins Wohnzimmer, um mir zu entwischen. Meine Wut stieg nur noch mehr. Ich packte an Kartoffeln, was ich packen konnte, den ganzen Arm schichtete ich voll, so wie man im Winter Schneeballen vor einer Entscheidungsschlacht ansammelt, und rannte dem Mädchen nach. Es sollte mir nicht entwischen, um keinen Preis der Welt. Kaum hatte ich das Zimmer erreicht, da fing ich auch schon an, die Geflohene derart zu bombardieren, als wäre ich eine wütende Kanone und sie wäre mein Feind. Doch sie wich mir auch jetzt noch recht geschickt aus, indem sie um den großen, langen Tisch herumlief, und duckte sich immer wieder. Die Kartoffeln flogen fast alle an ihr vorbei, aber ich warf, bis es plötzlich einen Krach tat. Darauf folgte ein Klirren, wie wenn irgendwo unzählige Scherben herunterkollerten. Ich hatte den Spiegel getroffen!

Es war der große Wandspiegel, der über der braunen Kommode dahing, solange ich dachte. Er hatte einen gleichfalls braunen Rahmen und war aus blendendem Glas gewesen. Schon als kleinstes Kind, als man mich noch in Windeln trug, sah ich darin mein Spiegelbild. Ich sah mich lachen und mit den Händchen schlagen. Immer wieder schaute ich gern in dieses zauberhafte Glas. Ob ich nun mit meinem Schaukelpferd spielte, ob ich mit unserem Hund, dem kleinen Buzzi, scherzend balgte, mich dem Vater an die Hosen hing, oder der Mutter den Arm um den Hals schlang, ob ich einen neuen Anzug bekommen hatte, einen neuen Hut, neue Stiefel, immer war mir aus dem Spiegel ein freundliches Bild entgegengekommen. Nun klaffte aus dem Rahmen ein schwarzes Loch und das Glas lag, in wüste Scherben zerstreut, am Boden.

Ein Zittern durchlief meinen Körper, als ich mir nun vorstellte, was für eine Geschichte das geben wird, wenn meine Eltern in das Zimmer kommen und sehen, was ich angerichtet habe. Ich bekam zwar nie Prügel in meiner Jugend, aber die Prügel wären vielleicht gar nicht so schlimm gewesen wie der scharfe, vorwurfsvolle und stumme Blick, der mich strafender traf, als mich ein Schlag je hätte treffen können. Das Schweigen wirkte lauter auf mich als ein schimpfender Schrei, und so kommt es wohl, daß ich es bis heute nicht vergessen habe, was sich kurz nach dem unglücklichen Wurf ereignete.

Die Mutter kam zur Türe herein, sah, was ich angestellt hatte, betrachtete kurz den zerbrochenen Spiegel an der Wand und dann, mit einem stummen, aber sehr eindringlichen Blick mich selber. Immer wieder sah sie mich an, wie wenn sie mich nicht mehr erkennen würde, dann schüttelte sie ebenso stumm den Kopf. Plötzlich, ehe ich es recht verfolgen konnte, beugte sie sich zu Boden und hob einen Scherben auf. Er war noch ziemlich groß und von einer eigentümlich verwinkelten Gestalt. Diesen Scherben hielt sie mir vor das Gesicht hin und sagte: „Da schau dich nur selber an, wie du aussiehst."

Ich wich erschrocken zurück. Aber ich sah mich doch ganz deutlich im Spiegel. Mein Gesicht war ganz rot, wie im Fieber. Die Haare standen durcheinander, die Äderchen traten aus der Haut hervor, an den Schläfen stand leichter Schweiß, während es mir von den Lippen geiferte. Recht verkommen sah ich aus, so ganz außer Rand und Band. Eine tiefe Scham vor meiner Mutter ergriff mich und damit eine recht verzweifelte Stimmung . . .

Plötzlich lief ich haltlos und weinend aus dem Zimmer, in den Hausgang hinaus. Da lag der große Zaubersack am Boden, sämmlich in sich zusammengesunken.

Hinten im Hof, in der Ferne, stand das Hausmädchen und schaute stumm und scheu auf mich, als ob es sich auch jetzt noch fürchten würde.

Wie weit man kommen kann, wenn man so begierig nach märchenhaften Schätzen verlangt. Ich begann mich an diesem Tag zum ersten Male im Leben selbst zu sehen, in einem Scherben zu sehen, wie ich mich nie zuvor im ganzen Spiegel erblickt hatte, und das Fest der Auferstehung wurde mir so zur Wandlung in ein neues, reiferes Leben.

Osterglocken.

Wie ein Nachtgesicht und böser Traum
Schwand der dürre Winter aus der Welt.
Kosend von der Sonne überhellt,
Perlt aus dunklem Holz der Knospenschaum.

Haselkätzchen wiegen sich im Wind,
Büsche tragen flitterzartes Grün.
Gelb im Birkengrund Narzissen blühn,
Und von Gold ein Hauch die Luft durchspinnt.

Osterglocken schwingen hell im Licht,
Auferstehungsjubel jauchzt ihr Mund.
Leben atmet neu aus feuchtem Grund.

Und ins graue Herz wie Flamme bricht
Sonnenseligkeit und Glockenschall,
Daß es jubelnd tönt im Widerhall.

Heinrich Leis.

Die Welt der Frau.

Bettina.

Von Kurt Reibnitz.

Im Goethe-Jahr geziemt es sich, auch der Frauen um Goethe zu gedenken. In seinem Buche „Die große Dame", die im Carl-Reißner-Verlag, Dresden, erschienen ist, hat Kurt Reibnitz insbesondere der kleinen Bettina von Arnim ein Denkmal gesetzt. So schildert er Leben und Liebe dieser sonderbaren Frau:

Der Olympier, dem Unordnung schlimmer dünkte als Unrecht, empfand die sprunghafte, koboldartige, irrlichternde Bettina als etwas Unheimliches. Für die wirkliche oder eingebildete, zweifellos stark religiöse Liebe Bettinas, die „heimliche Seelenwollust", wie sie einmal schrieb, fehlte ihm die Begrifflichkeit, oder wie es Rainer Maria Rilke vielleicht zu hart in seinen Aufzeichnungen „Malte Laurids Brigge" ausdrückte: „Hier war die Grenze seiner Größe". Bettina, die eine Carmennatur war (wenn ich dich liebe, was geht's dich an), scherte das ganz und gar nicht. Sie verschmerzte Goethes Distanzierung und schrieb ihm: „Ich kann nicht wollen, daß du mich am liebsten hast, aber es soll sich niemand unterstehen, Dich so lieb zu haben wie ich." Und im „Tagebuch", dem dritten Teil von „Goethes Briefwechsel mit einem Kind", finden wir die Worte: „Soll ich klagen, wenn Du nicht wiederliebst? Ist das Feuer nicht in mir und wärmt mich und ist sie nicht allumfassende Seligkeit, diese innere Glut?" Eine wundervolle Philosophie der unerwiderten Liebe. Goethe hat es lyrisch ausgedrückt:

Wonne der Wehmut.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie tot die Welt erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der unglücklichen Liebe!

Bettinas unerwiderte Leidenschaft zu Goethe, die bis ans Lebensende währte, beruht nicht allein auf ihrer Carmennatur, die Frage nach starken Verdrängungsmomenten muß bejaht werden. Nicht glücklich war ihre Ehe, und der Mut, sich anderen zu geben, fehlte. Seelenfreundschaften aber können nicht erlösen. Sie hatte wohl Achim von Arnim geheiratet, um einen Menschen ganz für sich zu haben. Ihre Mutter war gestorben, als sie Kind war, ihre Stiefmutter hatte wieder geheiratet, und so lebte sie abwechselnd bei den verheirateten Schwestern. Schon 1825 nannte sie ihre Ehe eine kalte Freundschaft und erzählte Varnhagen von Ense, daß sie ihren Mann nicht eigentlich geliebt, sondern nur aus Ehrfurcht geheiratet habe; er habe ihr die Ehre angetan, sie zur Mutter seiner Kinder zu machen.

Es fehlte wohl der sex appeal auf beiden Seiten. Denn 1829 schrieb sie vorwurfsvoll dem Gatten: „von all den Reizen, die Du nicht erkannt hast". Dazu kam, daß dieser das Schwergewicht seines Lebens in der Bewirtschaftung seiner Güter sah, Bettina aber zu sehr Großstadtkind war, um auf dem Lande zufrieden zu sein. So lebte denn das Ehepaar, das 1811 geheiratet hatte, seit dem Anfang der zwanziger Jahre viele Monate im Jahre getrennt voneinander, Bettina in Berlin, ihr Mann in Wiepersdorf bei Jüterbog.

Allerlei Seelenfreundschaften trösteten Bettina über das Unglück ihrer Ehe, und wie zu Goethes Lebzeit, ergoß sich ihre Liebe auf Papier in Briefen. 1822 bis 1824 liebte sie einen jungen Generalstabsmajor, 1830 war der berühmte Schleiermacher an der Reihe, zwei Jahre später Fürst Pückler-Muskau. Zeitgenossen sprachen damals von ihrer kleinen zarten Gestalt, von ihrem blassen klaren Teint, von weniger blendend schönen als interessanten Zügen mit unergründlich dunklen Augen und einem Reichtum langer schwarzer Locken.

Der Wille zur Auferstehung.

Von Gabriele Reuter.

Der Saft steigt in den Bäumen. Durch den letzten Schnee stechen die blassen Speere der Schneeglöckchenblätter, und ihre zarten Blüten stehen fröstelnd, sich in Büscheln zusammendrängend, in unsern Gärten. Nur das Veilchen hat schon den vollen, süßen Duft seiner Reife. Das ist deutsche Osterstimmung, in der sich altheidnische Naturmystik mit christlichen Symbolen vereint. Der auferstandene Christus schwingt die Siegesfahne, auf der geschrieben steht: Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Der dunkle Schöpferwille der Natur ringt sich aus der Erstarrung durch zu neuem Leben. Schweigend sprengt die Knospe ihre Hülle, froh zwitschernd grüßt der Vogel das Weibchen, mit donnernder Urgewalt braust der Fluß gegen die engenden Eisschollen. — Im tiefsten Sinne grüßt uns Menschen im Bilde des auferstandenen Jesus Christus die göttliche Liebe.

Ostern ist ein Weltenfest! Was aber nützt das Weltenfest dir und mir, wenn nicht in uns selber der Wille zur Auferstehung erwacht? Seien wir doch ehrlich: Menschenleben ist ein ewiges Sterben. Es gibt Jahre, in denen es uns erscheint wie eine unaufhörliche Totengräberarbeit. Liebe Menschen müssen wir begraben, von andern uns trennen, um nicht an ihnen zu Grunde zu gehen. Ideale zerbrechen. Enttäuschung folgt auf Enttäuschung, und zum lähmendsten Kummer wird uns das Versagen der eigenen Kraft, das Wissen um die Grenzen unseres Wesens, die wir einst so kühn zu überspringen hofften. Solange wir unter all diesem leiden, klopft das Leben noch als Schmerz in unseren Herzen. Schlimmer, viel schlimmer ist es um uns bestellt, wenn erst die Resignation, das edle Sichbescheiden, zur Gleichgültigkeit sich wandelt und mit grauen Schleiern unsere Seele umhüllt — wenn der geistige Tod als Erstarrung im Alltäglichen uns bezwingt.

Wie es Zeiten gibt, in denen das körperliche Sein ermattet, die Säfte träger fließen und das Leben nur wie eine fast nicht zu ertragende Last auf uns liegt, so gibt es Wintermonate der Seele. Man liebt nicht mehr, man haßt nicht mehr, unsere Nächsten sehen wir nur noch wie aus weiter Ferne. Wir erfüllen eben noch unsere täglichen Berufspflichten, doch ohne Begeisterung, sind zu keiner Erhebung des Geistes mehr fähig, weder in Freude, noch im Genuß der Weltenschönheit.

Wir haben den Willen zur Auferstehung verloren. Doch ist er uns nur verloren gegangen — er ist nicht tot! Denn es ist der ewige Wille des Weltenschöpfers, von dem er einen Funken auch in unsere Seele gesenkt hat, auf daß wir niemals müde werden, uns am Ende jeder Erstarrung nach neuer Auferstehung zu sehnen. Hier liegt der Sinn des Osterfestes für den denkenden, für den fühlenden Menschen: Auferstehung aus Erstarrung mit ganzem Willen suchen, mit Jubel und Dank es begrüßen, wenn in unserem Herzen die Liebe, die Zeugerin alles Lebens, neu sich regen will, sie in Geduld und Zartheit pflegen, die schöne Frühlingsblüte des Herzens! Auferstehung des geistigen Lebens und Strebens ist höchstes Glück der Persönlichkeit. Möge der Wille zu dieser geheimnisvollen Seligkeit vielen von uns geschenkt werden in diesen Ostertagen, in denen es wieder und wieder heißt: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!"

Drei Kleider für das Frühjahr.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt."



1. Kleid aus flaschengrün und schwarz gemustertem leichtem Wollstoff, Bluse etwas heller, grün Chinakrepp, an dem Bolero gleichfarbige grüne Knopfgarnitur über die Schultern.
2. Kleid aus rotem Wollkrepp, Bluse leicht gerafft mit Knopfgarnitur, Rock leicht glockig fallend.
3. Einfaches Laufkleid aus bräunlichem, tweedähnlichem Wollstoff. Neu ist der breite Gürtel mit gleichfarbiger Schnalle und Pelerine, die natürlich abnehmbar ist.

Der Beruf der Haustochter.

„Haustochter" sein, das bedeutete früher, vor dem großen Kriege das Tagewerk der Tochter aus gutem Hause: ein wenig Arbeit auf allen Gebieten des Haushalts, ein wenig Musik, ein wenig Sprachen lernen . . .

Heute ist „Haustochter" ein Beruf geworden. Aber gerade dieser Beruf wird zuviel mißverstanden, von denen sowohl, die ihn ausüben wie auch von denen, die eine Haustochter in ihre Familie aufnehmen. Manche Hausfrau vertritt heute den Standpunkt: Eine Hausangestellte kann ich nicht bezahlen, denn mit dem Gehalt allein ist es ja nicht getan. Die sozialen Abgaben sind daneben noch eine ganz bedeutende Belastung. Da nehme ich lieber eine Haustochter, die bekommt nur ein kleines Taschengeld, ist also eine viel billigere Arbeitskraft. Auf diese Weise kommt es, daß die Haustochter so oft eine falsche Stellung in der Familie einnimmt: Sie ist nur Dienstmädchen mit einem anderen Titel. Im übrigen verweigert man ihr jede Zusammengehörigkeit zur Familie.

Gerade darin aber liegt Sinn und Wesen des Haustochterberufs: nicht nur bezahlte Arbeitskraft, sondern Hilfe und Stütze der Hausfrau, die von Verantwortungsbewußtsein für das Wohl der Familie erfüllt ist — das ist die Haustochter.

Die Stellung der Haustochter im Hause ist das Schwerste. Ist sie erst einmal errungen, so wird auch der Beruf Freude und Befriedigung bringen. Es ist nicht immer leicht, sich in eine fremde Familie einzugliedern. Zurückhaltung und Takt gehören dazu. Rege Anteilnahme an den kleinen Freuden und Leiden, die jeder Tag bringt und das Bewußtsein: „Diese Familie, die mich aufnahm wie eine Tochter, sie soll mir mehr bedeuten als nur den Arbeitgeber!"

Das gegenseitige Verhältnis zwischen Hausfrau und Haustochter muß auf Vertrauen gegründet sein. Wo dieses fehlt, ist der Sinn des Haustochterberufes illusorisch. Der Haustochter soll im Hause die gleiche Stellung eingeräumt werden, die eine richtige Tochter im Hause einnehmen würde. Nicht allein, daß der Familienanschluß den vollen Kontakt herstellen muß — es muß der Haustochter auch ein Vertrauen entgegengebracht werden, das weit über das Maß dessen hinausgeht, das eine Hausangestellte besitzt. Das soll sich nicht allein darin äußern, daß man ihr selbständige Dispositionen gestattet, sondern auch darin, daß sie Kenntnis erhält von mancherlei internen Familienangelegenheiten.

Von der Haustochter wiederum muß viel Taktgefühl und ein einwandfreier Charakter vorausgesetzt werden, um dieses entgegengebrachte Vertrauen zu rechtfertigen und um zu beweisen, daß sie der Stellung, die ihr im Hause eingeräumt wird, voll gerecht werden kann. Gewissenhafteste Pflichterfüllung, die vor keiner Arbeit zurückscheut, muß Hand in Hand gehen mit einem Verantwortungsbewußtsein, das zu jeder Stunde wach ist. Eine Haustochter muß mit Freude auch einmal eine Arbeit leisten, die eigentlich über das Maß der unbedingten Pflichten hinausgeht. Und sie muß eine derartige Mehrarbeit, wenn sie im Rahmen des Haushalts notwendig ist, von selbst tun, ohne daß eine besondere Aufforderung dazu notwendig ist.

Die Stellung der Haustochter wird in jedem Hause anders sein. Jedes junge Mädchen aber, das mit Ernst und Freude diesem Berufe nachgeht, wird auch eine befriedigende Tätigkeit in ihm finden.

Schlank erscheinen — eine Kleinigkeit.

Ein paar modische Kniffe für „Stärkere."

Von **Dora Rathke.**

Obwohl sich in den letzten Jahren immer wieder das Gerücht verbreitete, „Vollschlank" werde die große Mode werden, ist die schlanke Gestalt heute beliebter als je und jede Frau strebt danach, schlank zu sein oder wenigstens schlank zu erscheinen, denn Schlankheit ist gleichbedeutend mit einem jugendlichen Aussehen. Eine Frau kann aber tatsächlich durch eine geeignete Kleidung den Eindruck der Schlankheit erwecken.

Hat man das Pech, nicht mehr elfenschlank zu sein, so soll man nie als Halsabschluß einen Kragen tragen, sondern soll die Ausschnittlinie durch ein nicht abstehendes Band begrenzen. Auch soll man nur anliegende Pelzkragen wählen, langhaarige oder lockige Pelze sind durchaus ungeeignet. Auch runde oder gar Kugelknöpfe sind zu vermeiden; denn selbst die geringste Kleinigkeit trägt auf und verändert die Figur zu Ungunsten der Trägerin. Querbesätze aller Art sind für stärkere Figuren unbedingt unvorteilhaft. Die kurzen Bolerojäckchen sind bei starken Hüften nicht ungünstig, da sie abstehen und dadurch die Hüftlinie schlanker erscheinen lassen.

Gefährlich für die Stärkeren sind alle besetzten, bauschigen, puffigen Ärmel, die zwar einen unschönen Arm verhüllen, aber — auf Kosten der Figur. Nur sehr schlanke Personen sollten solche Ärmelbesätze tragen. Hat man breite Hüften, ist aber im übrigen nicht allzu stark, so hat man ein gutes Mittel, die Hüftbreite weniger auffallend erscheinen zu lassen, indem man die Schultern verbreitert. Capeartige Kragen und dergleichen helfen uns hier gut. Sind im Gegenteil die Schultern im Verhältnis zu der übrigen Figur zu breit, so kann man an den Hüften leicht eine Verbreiterung durch Volants oder ähnliches anbringen; auch ein weiter Gürtel tut das seine.

Ist man stark, so darf man niemals in der Farbe abstechende Gürtel tragen, lieber schon überhaupt keinen!

Die Ausschnittlinie ist mit das Wichtigste. Schlank machen alle vorn spitz verlaufenden Ausschnitte. Zieht man den Ausschnitt bis zur Taillenlinie herunter und bringt eine Weste aus abstechendem Stoff an, so wird man selber über die gute Wirkung erstaunt sein. Auch kann man einen bunten Schal, der vorn am Ausschnittende befestigt ist, um den Nacken legen und an der anderen Seite vorn bis zur Taillenlinie herunterhängen lassen. Auch das einseitig schräge Revers ist nicht zu verachten. Je tiefer man die spitzen Ausschnitte vorn herunterzieht, desto günstiger ist es.

Kurzhalsige Frauen sollen natürlich immer dafür sorgen, daß ihr Hals länger erscheint, und das können sie am besten durch die Ausschnittlinie. Runde Ausschnitte sind nur für ganz Jugendliche, Schlanke gedacht.

Die stärkere Figur erfordert unauffällige Farben. Sehr vornehm wirken immer dunkelblaue, dunkelbraune oder schwarze Kleider, die mit weißen oder hellfarbigen Westen und bis zur Taillenlinie heruntergezogenem Ausschnitt gut aussehen und überallhin angezogen werden können. Eine Dame, die ein solches Kleid in ihrer Garderobe hat, kommt fast nie in Verlegenheit. Alle auffallenden Muster jeder Art, auch schreiende Farben soll man getrost denen überlassen, die sich solche Extravaganzen noch leisten können. Auffallende Kleider haben auch noch den Nachteil, daß man sie sich bald übersieht und daß jeder einen darin kennt. Was man sich bis zu zwanzig Jahren ohne weiteres leisten kann, ist in den späteren Jahren oft eine große Torheit. Das sollte keine Frau vergessen.

Der Jugendfreund.

Das Osterwasser

Das war gar nicht leicht für Anneliese, ihren Plan durchzusetzen. Zweimal hatte Bruder Karl, der lange Bengel, ihr das Vorhaben nun schon verdorben. Aber in diesem Jahr sollte nichts wieder dazwischenkommen.

Wenn ein Mädchen bei Sonnenaufgang am Ostersonntag Wasser am Brunnen schöpft, so barg das vielfältige Zauberkraft. Ein Gesicht, das sich darin wusch, bekam nie Runzeln, ein Mund, der davon trank, sprach im ganzen Jahr kein törichtes Wort. Aber ganz stillschweigend mußte man dabei sein, keinen Laut von sich geben, sonst wurde das Osterwasser zum Quasselwasser und die wundertätige Wirkung verkehrte sich ins Gegenteil.

Im ersten Jahr, als sie es holen wollte, hatte Karl auf dem dunklen Gang vor ihrer Kammer ein Laken mit einem hohlen Kürbis darauf aufgebaut. In die Frucht waren Augen geschnitten und ein Licht brannte darin. Das Ganze sah so unheimlich aus, daß Anneliese erschreckt aufschrie. Da war alles verdorben, und sie konnte sich nur gleich wieder zu Bett legen. Beim anderen Mal hatte er, als sie zurückkam, einen Faden über die Schwelle gespannt, daß sie stolpern mußte und das ganze kostbare Naß über die Diele goß.

Aber nun sollte es gelingen und die äußeren Umstände waren so günstig als möglich. Die Eltern weilten während der Feiertage bei Tante Käthe zur Taufe, und die Geschwister wurden so lange bei der Großmutter einquartiert. Anneliese hatte ihre Freundin ins Geheimnis gezogen, und die war natürlich sofort bereit, sie bei dem aufregenden Unternehmen zu unterstützen. Auf deren Bitte gab die gute Großmutter gern die Erlaubnis, daß Anneliese eine Nacht bei der Freundin schlafen durfte. Nun war weiter nichts nötig, als daß sie sich am Abend in die elterliche Wohnung schlich und von dort aus, denn man mußte natürlich aus dem eigenen Zimmer kommen zu diesem Weg, bei Tagesanbruch zum Brunnen ging. Karl, der die beiden flüsternden Mädchen erst mißtrauisch umstrichen hatte, meldete sich auf eine Wanderfahrt mit Kameraden ab und war also auch beiseite. Diesmal mußte es gut gehen.

Nach dem Abendbrot begleitete die Freundin sie noch bis zur Wohnung, wünschte ihr viel Glück, und Anneliese schlüpfte ins Haus, das mit seinen heruntergelassenen Rolläden ganz einsam und leer aussah. Vorsorglich stellte sie drinnen den Wecker und kroch, ein bißchen schaudernd vor der Stille, die sie umgab, in die Federn.

Allmählich fielen Anneliese die Augen zu. Doch hätte es des Weckers nicht bedurft. Die Aufregung und Unruhe ließen sie nicht fest schlafen; als sie wieder munter wurde und nach dem Leuchtzifferblatt sah, war es noch eine Viertelstunde vor der Aufstehenszeit. Trotzdem machte sie schnell Licht und begann sich anzuziehen.

Plötzlich horchte sie erstaunt auf. Ein sonderbares Geräusch drang aus der unteren Etage zu ihr herauf. Wie taktmäßiges Hämmern und Klopfen klang es. Fast hätte das Mädchen jetzt schon ihr Vorhaben vergessen, aber sie hielt sich selbst rechtzeitig noch die Hand vor den Mund. Also doch! Brüderchen Karl war bereits an der Arbeit. Na, warte, mein Junge! Was er heute wohl als Überraschung ausgeheckt haben mochte? Einerlei, Erfolg sollte er nicht damit haben, und sie würde ihn hinterher recht auslachen.

Nun war es denn wohl Zeit. Anneliese nahm den Wassereimer in die Hand, den sie sich gestern schon bereit gestellt hatte, und öffnete, die Lippen fest zusammengepreßt, die Tür.

Der **Korridor** lag dunkel und verlassen. Auch das Pochen war verstummt. Jeden Augenlick auf eine hinterlistige Falle gefaßt, ging sie vorsichtig Stufe für Stufe die Stiege hinab. Nichts rührte sich, nichts begegnete ihr. Hatte sie sich geirrt? Doch nein, das letzte Mal hatte sie auch erst bei der Rückkehr Schwierigkeiten gehabt. Es galt und alles war totenstill.

Draußen am Brunnen mußte sie ein Weilchen warten, bis der rote Schein auf dem Stückchen Himmel am Ende der Straße den Sonnenaufgang verkündete. Dann schöpfte sie ihren Eimer voll. Ganz feierlich war ihr dabei zu Mut. Jetzt nur nichts verderben lassen. Den gefüllten Eimer in der Hand, behutsam, um keinen Tropfen zu verschütten, schritt sie langsam ins Haus zurück. Immer wieder spähte sie umher, um sich keinen unvermuteten Schreck einjagen zu lassen. Niemand durfte ihr begegnen.

Zu ihrem großen Erstaunen ereignete sich nichts. Die Haustür stand halb offen, wie sie sie verlassen, auf der Diele brannte noch das Licht, das sie eingeschaltet hatte, und alles war totenstill.

Doch als sie an der Eßzimmertür vorüberging, da kam es. Diese wurde plötzlich aufgerissen, eine Faust umklammerte ihr Handgelenk so hart, daß sie einen Schmerzensruf nicht unterdrücken konnte, und da stand der lange Lümmel, hielt sie gepackt und starrte ihr ins Gesicht. Er hatte sich mit Ruß schwarz gemacht und sah ganz wild und gefährlich aus.

Nun war ihre Freude wieder zunichte geworden. Wie häßlich von dem Jungen. Und jäh wallte der Ärger in Anneliese auf. Mit einem kräftigen Ruck befreite sie sich, nahm, das ging schneller, als man es denken konnte, den Eimer in beide Hände und stülpte das nun nutzlose Osterwasser dem Störenfried über den Kopf. Dann fiel sie ohne weiteres über den verblüfften Spaßverderber her und traktierte ihn höchst unschwesterlich mit Püffen und Knüffen, dabei laut und zornig auf ihn einscheltend.

Der so überrumpelte stand fassungslos und ließ sich die schnöde Behandlung ohne Gegenwehr gefallen. Endlich schien ihm die Besinnung wiederzukehren, mit einem rauhen Fluch riß er sich den Eimer vom Kopf, und rannte, ohne sich umzusehen, mit langen Beinen zur Tür, hinter der er verschwand.

Anneliese aber stand und starrte ihm mit aufgerissenen Augen nach. Sie war unfähig, sich zu rühren. Nur ein Gedanke rumorte in ihrem Kopf: das war doch nicht Karls Stimme! Und da kam die Angst über sie. Ohne Besinnen lief sie nach der anderen Seite und so schnell ihre zitternden Knie sie tragen wollten, zum Haus der Großmutter.

Kopfschüttelnd hörten die aus dem Schlaf Erschreckten ihren verwirrten Bericht mit an. Endlich stülpte sich der Gärtner entschlossen die Mütze auf und ging, dem sonderbaren Fall zu untersuchen.

Da sah er die Bescherung. In den unteren Räumen ein wildes Durcheinander, neben dem erbrochenen Büffet lag ein schweres Brecheisen, und mitten auf dem Tisch, wahllos in ein schmutziges Tuch geschüttet, das Silberzeug und alle Wertsachen des Hauses.

Nicht Bruder Karl, ein Einbrecher war es gewesen, der Annelieses Gang zum Osterwasser verdorben hatte, und die handgreifliche Attacke des Mädchens mußte ihn so verstört haben, daß er aus Angst vor der Entdeckung blindlings das Weite suchte.

Die Heldin wider Willen hatte genug zu tun, den nachträglichen Schreck zu überwinden, und erst der 2. Feiertag mußte vergehen, bis der Osterkuchen einigermaßen munden wollte.

Erik Lorentzen.

Eine zerstörte Osterfreude



Fürs kleine Volk versteckt Herr Meyer
In seinem Garten Ostereier
Aus Zuckerguß und Marzipan,
Wie ers alljährlich schon getan.



„So," murmelt er, „nun ruf' ich sie."
Der Männe denkt: Jetzt oder nie!
Herr Meyer wendet sich zum Tor,
Da schießt er wie ein Pfeil hervor.



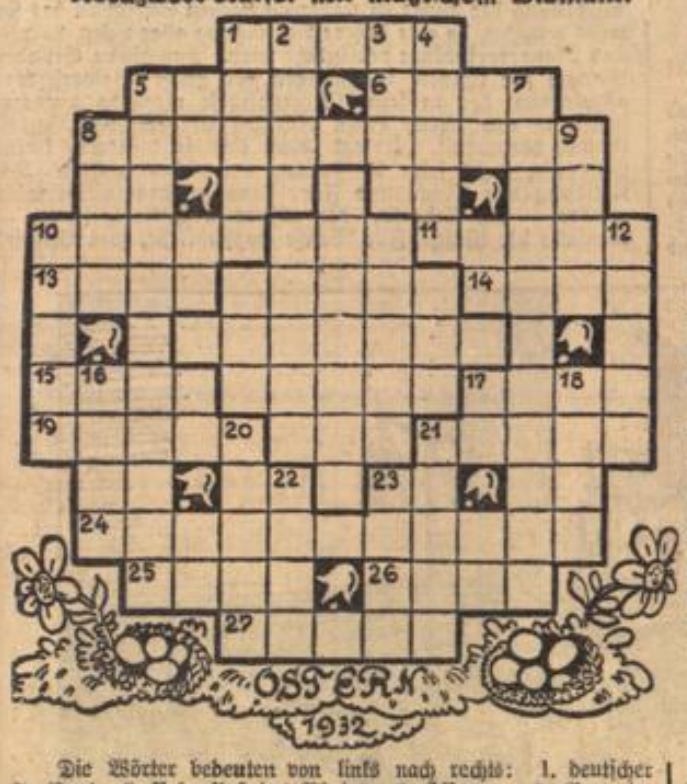
Und hat im Handumdrehen dreist
Die süßen Eier aufgespeist.
Indessen stürmt mit Jubelschrei
Die frohe kleine Schar herbei.



Und sucht und sucht mit heißem Kopf
Im Gartenbeet, im Blumentopf —
Umsonst! Man steht im Kreis herum,
Nur einer — Männe — weiß, warum.

Rätsel und Spiele.

Kreuzwort-Rätsel mit magischem Diamant.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. deutscher Freistaat, 5. Nebenfluß des Rheins, 6. Öffnung, 8. Berg im Himalaja, 10. Zauberkunst, 11. weiblicher Vorname, 13. Sinnesorgan, 14. Weinernte, 15. hinterindisches Reich, 17. Nebenfluß des Rheins, 19. Hülsenfrucht, 21. Gefäß, 23. Flächenmaß, 24. Ostseebad, 25. Hafenstadt in Arabien, 26. italienische Münze, 27. König von Phrygien. — Von oben nach unten: 1. Obstsorte, 2. Gewürz, 3. Schwung, 4. Schmetterling, 5. Stadt in Ostpreußen, 7. komische Lustspielform, 8. Farbe, 9. Papiermaß, 10. Mengenbegriff, 12. Überbleibsel, 16. Teil des Auges, 18. Wasservogel, 20. ehemaliger Kriegsminister, 21. mathematische Figur, 22. Gestalt aus dem „Wallenstein", 23. Festsaal. — Der magische Diamant: 1. Konsonant, 2. Drehpunkt, 3. Angehörige einer indischen Kaste, 4. Skelett niederer Meertiere, 5. Stadt in Frankreich, 6. alkoholisches Getränk, 7. Vokal.

Besuchskarten-Scherz.

Eugen Greife
STADE

Was wünscht uns dieser Herr? (Die Lösung erhält man durch Umordnung der Buchstaben seiner Adresse.)

Rätsel.

„Eins" ist nicht spät, das „Zweite" lang;
Das „Ganze" vom „Zweiten" der Anfang.
Die Vögel bauen in ihm ihr Nest,
Auch bringt's uns das schöne Osterfest.

Frühlingsbote.

Das „Erste" bedecket Flur und Hain,
Die „Zweiten" klingen gar lieblich und fein,
Das „Ganze" läutet den Frühling ein.

Silben-Rätsel.

Die folgenden Silben:

a — an — ant — ben — ber — burg — bus — ca — de — der — e — els — el — fal — fe — fi — ga — ger — gift — gin — glatt — her — i — ku — lan — le — le — lers — li — ne — ni — nie — nus — o — om — one — pilz — ro — ro — step — ster — teau — ter — the — ve — wa — wat — wort — wurst — zog

sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben gelesen, den Namen eines deutschen Dichters, eines seiner bedeutendsten Werke und eine Szene daraus bezeichnen.

1. Französischer Maler, 2. großstädtisches Verkehrsmittel, 3. Fleischware, 4. Gestalt aus Mozarts „Barbier von Sevilla", 5. winterliche Naturerscheinung, 6. Entgegnung, 7. europäischer Staat, 8. Pflanze, 9. Planet, 10. moderner Tanz, 11. russischer Fluß, 12. ungenießbare Pflanze, 13. Sonntag, 14. Märchenwesen, 15. Kunststätte, 16. Adelstitel, 17. Beethoven-Sinfonie, 18. deutscher Dichter, 19. Stadt in Ostpreußen.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____

Skat-Aufgabe.

Nachdem Mh. sein Herzspiel mit Zweien ausgereizt hat und Hh. paßt, behält Bh. das Spiel auf folgende Karte:



Im Skat findet er nur leere Blätter, die aber so gut passen, daß er ein teureres Spiel in jedem Fall gewinnt. Was lag im Skat? Was wurde gespielt?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Von oben nach unten: 1. Aga, 2. Aa, 3. Ur, 4. Ulm, 6. da, 7. Odin, 8. Leu, 9. Ar, 11. Indien, 13. Undine, 14. Hals, 15. Aida, 19. Kost, 21. Pau, 23. Ilz, 24. Go, 26. Irc. Von links nach rechts: 1. Ara, 3. Uhu, 5. Adolar, 10. Ai, 12. Aber, 13. um, 16. Dahn, 17. Eid, 18. Ilm, 19. Kadi, 20. Es, 21. Po, 22. an, 23. in, 24. Gast, 25. Ei, 27. Kontor, 28. Zar, 29. Ale. — **Bilder-Rätsel:** Wo man mit Worten umgeht, herrscht stets Mangel. — **Kombination:** Was fliehst du eilend vor der Welt, sie bleibt dir doch zur Seite; drum sei ein Mann und sei ein Held, und stell' dich ihr zum Streite. — **Silben-Rätsel:** 1. Galerie, 2. Etamin, 3. Hydra, 4. Trumeau, 5. Dampfschiff, 6. Innsbruck, 7. Esperanto, 8. Symptom, 9. Opium, 10. Nephrit, 11. Nibelungenlied, 12. Ernani, 13. Zypresse, 14. Umlauf, 15. Förster, 16. Aargau, 17. Schnepfe, 18. Triumph, 19. Novalis, 20. Anakonda, 21. Cholera, 22. Talent, 23. Strindberg, 24. Chevreau, 25. Oberst

Geht die Sonne zu Fastnacht schön auf, kommt die Frühsaat gut

Lustige Ecke.



Verständlich.

„Du brauchst doch keine Angst zu haben; das Hündchen tut dir nichts, es wedelt ja mit dem Schwanz."
„Mutti, ich fürchte mich ja bloß vor dem anderen Ende."

Das Hindernis.

Wahrsagerin: „Ihre Karten liegen sehr glücklich, meine Dame! Sie werden einen reichen, großzügigen, schönen Mann bekommen!"
Besucherin: „Oh, wie herrlich! Aber steht vielleicht auch in den Karten, wie ich meinen jetzigen loswerde?"
(Herold.)

Die junge Frau.

„Ich bin wirklich unglücklich — ich merke täglich mehr, daß mich mein Mann nur des Geldes wegen geheiratet hat!"
„So, dann hast Du wenigstens den Trost, das er garnicht so dumm ist, wie er aussieht!" (Herold).

Zur rechten Zeit.

„Warum hast Du eigentlich Deine Verlobung wieder gelöst, Erich?"
„Als ich neulich mit meiner Schwiegermutter unser neues Heim ansah, meinte sie, für drei Personen würde es wohl etwas klein sein — da habe ich mich natürlich bescheiden zurückgezogen!" (Humorist).



Protest.

„Wollen der Herr ein Zimmer mit fließendem Wasser?"
„Fließendes Wasser? Wozu? Sehe ich vielleicht aus wie ein Karpfen?"

Vorbei.

„Du kannst mirs glauben, lieber Oskar, auch ich habe mal ein Ideal gehabt!"
„So — und hast Du es verloren?"
„Ja — ich habe es geheiratet!"
(Nebelspalter).

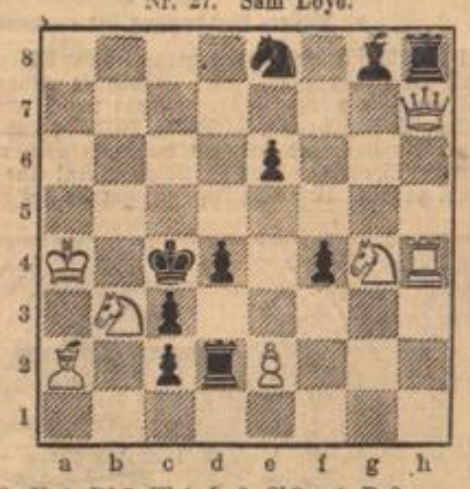
Unangenehm.

„Ich möchte gern die Änderung meines Namens beantragen!"
„So, wie heißen Sie denn?"
„Brenz!"
„Das ist doch kein schlechter Name! Was haben Sie denn daran auszusetzen?"
„Na hören Sie mal! Immer wenn ich mich am Telefon melde: Hier Brenz!, bekomme ich die Antwort: Dann rufen Sie doch die Feuerwehr an!" (Elite).

Schach-Spalte.

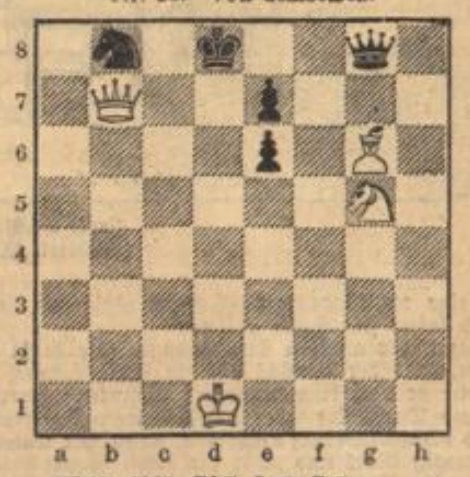
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 27. Sam Loyd.



Weiß: Ka4, Dh7, Th4, La2, Sb3, g4, Be2.
Schwarz: Kc4, Td2, h8, Lg8, Se8, Bc2, c3, d4, e6, f4.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 28. Von demselben.



Weiß: Kd1, Db7, Lg6, Sg5.
Schwarz: Kd8, Dg8, Sb8, Be6, e7.
Matt in 2 Zügen.

Durch ein fortgesetztes Gewinnen von Partien, d. h. durch Spielen mit schwächeren und noch dazu mit immer denselben Gegnern, wird nichts geschafft. Schon durch häufiges Wechseln mit seinen Mitspielern, mehr noch durch Kämpfen mit überlegenen Spielern wird der Ideenkreis erweitert, durch Aufmerksammachen auf vorgekommene Fehler ein großer Fortschritt erzielt. Freilich ist auch hier der Wille, überhaupt etwas zu lernen, absolutes Erfordernis. Von schnelleren sichtbaren Folgen ist natürlich das Studium des Schachs selbst, die sogenannte Theorie. Sie gehört in den Vordergrund des Schachlebens, wie jeder, der Energie genug hat, diese Probe an sich durchzumachen, erfahren wird. Geht doch einem Schachspieler an dem Tage, an welchem er an der Hand eines Schachbuches anfängt Theorie zu treiben, eine ganz andere, vollständig neue Schachwelt auf. Er sieht sich plötzlich aus einer trostlosen, dürren Wüste in die üppigste Oase versetzt und wird nur bedauern, daß er früher aus Indolenz oder Eigensinn hartnäckig verweigerte, aus dem Weisheitsquell zu schöpfen und sich an seinem Göttertrank zu laben. Er wird zunächst anfangen klarer und tiefer zu denken und das Ziel des Schachs, den anderen König matt zu setzen, schärfer ins Auge zu fassen. Damit werden zugleich alt hergebrachte Vorurteile, die sich wie eine ewige Krankheit noch immer fortgeerbt haben, verschwinden und schon das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Vor allem sei hier die Furcht vor dem Abtausch der Figuren, insbesondere vor dem der innigst geliebten Dame, „weil dadurch das Spiel langweilig" werde, erwähnt. Bei der Mehrzahl der Naturspieler ist nämlich die Dame die häufigst gezogene Figur. Nicht als ob sie dieselbe mit Meisterschaft zu führen verstünden, im Gegenteil. Zu planlosen Kreuz- und Querzügen irrt ihre Dame, von immer neuen feindlichen Steinen angegriffen, über das Schachbrett bis endlich eine verhängnisvolle Gabel ihr den längst vorausgesehenen Untergang bereitet. Dies sind die gewöhnlichen Folgen einer vorzeitig ins Spiel gebrachten Dame.

Partie Nr. 15. Gespielt im Turnier zu Hastings 1931.

Aljechin-Verteidigung.

Weiß: Kashdan, Schwarz: Dr. Euwe.

1. e4—Sf6, 2. e5—Sd5, 3. d4—d6, 4. c4—Sf6, 5. e×d6—e×d6, 6. Sf3—Lg4, 7. h3?—Lh5, 8. Le2—Sc6, 9. d5. Gilt nicht für gut, da Schwarz das Feld e5 gewinnt. Besser wohl b3. 9. ... L×f3, 10. L×f3—Se5, 11. Le2—Dh4, 12. 0-0. Nun darf Schwarz nicht schlagen wegen S×c4; g3—De4; Sc3 nebst L×c4 und Dame a4+; 12. g5 um f4 abzuwehren. 13. Dc2—Tg8, 14. Sd2—g4, 15. h×g4—S×g4, 16. De4+!—Le7, 17. Sf3—Dh5, 18. Lh4. Nun hat Weiß den Angriff abgeschlagen. Schwarz muß die Dame vertreiben, da Weiß Te1 droht, schwächt aber dadurch seine Stellung. 18. ... f5, 19. Dc2. Nicht etwa De6 wegen Tg6. 19. ... 0-0-0, 20. Te1!—Sd7, 21. Sh2—Df7, 22. Ld3—S×h2? Ein ganz grober Positionsfehler. Sämisch empfiehlt statt dessen Tdf8! 23. L×h2—f4, 24. Lf5—Tg5, 25. Lh3—f3, 26. De4!—Dg7? Ein Bock in Zeitnot. 27. D×e7—T×g2+, 28. Kh1—Tg8?, 29. De8+, aufgegeben.

Lösungen: **Nr. 15.** 1. Da7—f×e4, 2. Ka8! Angegeben von A. Strauss. **Nr. 16.** 1. Da1—Se6, 2. Dg1. Angegeben von W. Biebeler, Karl Kahl, Ludw. Nickel, Ingen. Schmitt.

Wohnung und Haushalt

Die Wohnung ohne Schlafzimmer.

Bessere Ausnutzung der vorhandenen Räume — Ein Zimmer mehr ohne umzuziehen.

Bei der Aufstellung eines monatlichen Etats für den Haushalt hat man heute eine Findigkeit erworben, die kaum übertroffen werden kann. Monat um Monat werden die Posten für Ernährung, Kleidung, Bildung und so weiter neu geprüft und immer noch ein wenig gekürzt, und sei es auch nur um Pfennige. Nur die Miete scheint eine unantastbare Zahl zu sein. Und doch ließe sich gerade auf diesem Gebiete eine recht bedeutende Summe einsparen, wenn man vorurteilsfrei sein Heim aufbaut.

Gegenüber anderen Entbehrungen, die heute notwendig werden, wird der Verzicht auf ein Schlafzimmer leicht sein. Bedeutet er doch keineswegs ein Absinken unseres Lebensniveaus. Durch Not zu exakter Überlegung gezwungen, muß es uns verschwenderisch erscheinen, wenn wir monatlich fünfundzwanzig Mark und mehr für einen Raum bezahlen, den wir nur des Nachts benutzen. Wenn wir aber aus dieser Erwägung heraus uns das Schlafzimmer auch am Tage dienstbar machen wollen, so zeigt es sich unzweckmäßig und unschön. Als Kinder-Spielraum ist es ein mangelhafter Behelf, unpraktisch als Nähstube. Wenn es gar mitunter als Wohnzimmer repräsentieren soll, zum Beispiel ein unvorhergesehener Besuch hineingeschoben werden muß, weil im eigentlichen Wohnzimmer der Mann gerade arbeitet oder schläft, so wird die Unzulänglichkeit eines Schlafzimmers für solche Zwecke peinlich fühlbar.

Wie kann ein Raum, der auch dem Schlafen dienen soll, den Charakter des Wohnzimmers behalten? Betten und Kleiderschrank sind typisch für ein Schlafzimmer, also gilt es, diese Möbel so unauffällig und platzsparend wie möglich aufzustellen. Statt der Betten wählt man am besten Chaiselongues oder gepolsterte Ruhebänke. Aus der Mitte des Zimmers in eine Ecke verlegt, wie auf unserer ersten Abbildung, beanspruchen die Betten den geringsten Raum und lenken gleichzeitig nicht die Aufmerksamkeit auf sich. Die Ruhebänke, die tagsüber eine sehr brauchbare und hübsche Sitzecke ergeben, sind für einen Schlafenden ausreichend gepolstert und erwecken doch gar nicht den Eindruck von Betten. Man kann sich dazu erziehen, kein Federbett zum Zudecken, sondern eine Wolldecke zu benutzen. Diese und die Bettwäsche findet am Tage ihren Platz im Sockel des Eckschränkchens. Auch das Hintereinanderstellen zweier Bettbänke, wie es die zweite Abbildung zeigt, bedeutet eine glückliche Lösung, die ebenso raumsparend wie anmutig wirkt. Hier ist im unteren Teil der Ruhebänke Platz für Betten und Kissen vorgesehen. Die Nähe der Wand, die manchem beim Schlafen unerwünscht sein mag, wird durch einen Wandteppich gemildert, der aus gleichem Stoff wie die Matratzenbezüge hergestellt ist.

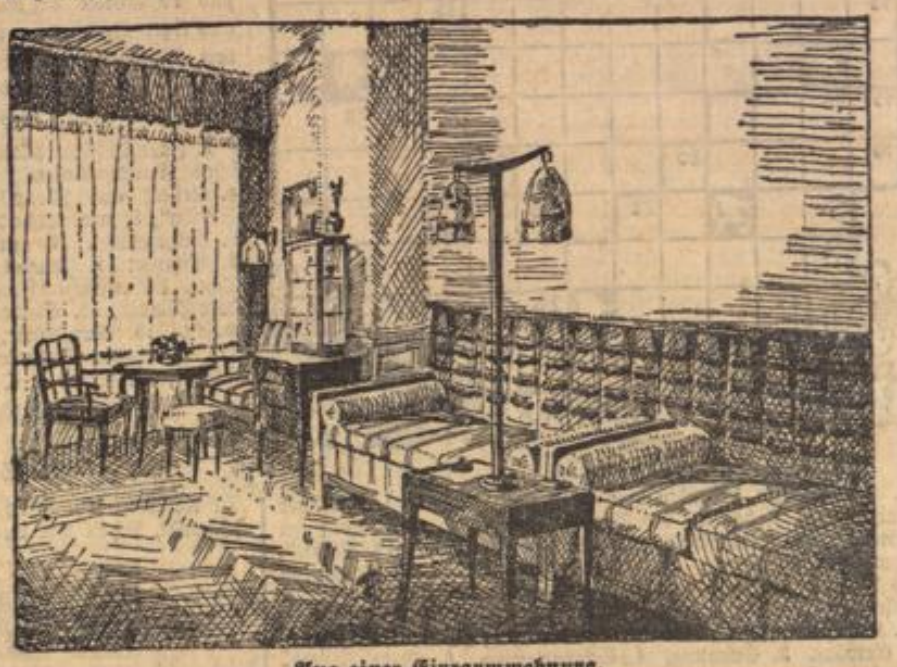
Die Möbel kleiner Wohnungen sind um so brauchbarer, je beweglicher, handlicher und zerlegbarer sie sind. Aus diesem Gesichtspunkte ist man zum Beispiel vom großen Küchenbüfett abgekommen, das für geräumige Haushaltungen natürlich auch seine großen Vorzüge hat. Die dezentralisierte Aufstellung der Dinge in mehreren kleinen Schränken hat sich mehr bewährt, da eine bessere Ausnutzung aller Ecken, Winkel und Mauervorsprünge ermöglicht wird. Aus diesen Gründen ist auch für kleinere Wohnungen der große Kleiderschrank abzulehnen, der in seiner Kompaktheit nirgends unterzustellen ist und immer einen betonten Eindruck von Schlafzimmer hervorruft. Zerlegt man ihn in mehrere kleine Elemente, so ist seine Aufstellung um vieles leichter. Die Kleidung von Mann und Frau kann getrennt aufbewahrt werden — ein Gedanke, der allgemein Anklang findet — ebenfalls die Wäsche. Für Wäsche empfiehlt sich zum Beispiel ein Rollschrank von 1 Meter Höhe mit ausziehbaren Laden, wie er oft im Büro verwendet wird, den man durch freundlichen Farbanstrich der häuslichen Atmosphäre angleicht. Für Schuhe läßt sich ein einfaches Schränkchen herrichten, das am praktischsten in der Diele Aufstellung findet. Man erzieht seine Familie dazu, gleich in der Diele die Schuhe zu wechseln, kein Straßenschmutz wird mit den Füßen hereingetragen. Ein Schrank für Kleidung gewinnt an Schönheit, wenn man ihn nicht unnötig hoch wählt. Er braucht logischerweise nicht größer als sein Besitzer zu sein, man stellt ihn am besten ohne Füße direkt auf den Boden. Von oben herab grüßen nicht Koffer und Kisten — die in die Bodenkammer wandern — sondern ein üppiges Blumengeranke.

Für ein Wohnzimmer ebenso passend wie für den Schlafraum ist eine helle Tapete. Mittelbeleuchtung braucht der kombinierte Schlaf-Wohnraum eigentlich nicht. Man montiert da, wo man Licht brauchen wird, einen ausziehbaren Scherengitter-Wandarm.

Ilse Deike.



Zwei Eck-Bettbänke.
(Architekt E. Revesz.)



Aus einer Einraumwohnung.
(Architekten Wiesner und Schlesinger.)

Interview mit einer Möbelberaterin.

Die Möbelberaterin ist eine Frau, die die geschmackvolle Ausstattung von Wohnungen und die Umgestaltung von Möbeln beruflich ausübt. Ihre dreizimmerige Musterwohnung, durch die sie mich führt, zeugt von ausgezeichnetem Geschmack und Erfassung des Zeitgeistes. Sachlich, gediegen und zweckentsprechend ist alles. Ich beginne die Unterhaltung:

„Wie kamen Sie zu diesem schönen Beruf, gnädige Frau?"



Kleine Anrichte und schleiflackiertes Schränkchen.
(Architekt Ernst Schwadron.)

„Wenn es nicht seltsam klingt — durch die schlechte Wohnart vieler meiner Bekannten. Ich sah ihre Wohnungen und machte im Geist Feldzugspläne und Überschläge, wie man diese unzeitgemäßen Behausungen modern machen könne. Dabei zeigte es sich stets, daß dies höchst einfach und billig sei. So kam ich dazu, diese Tätigkeit zum Beruf zu machen."

„Würden Sie mir nicht ein wenig darüber erzählen?"

„Gern! Meine Tätigkeit beruht in der Hauptsache auf der Tatsache, daß man mühelos aus viel wenig und aus groß klein machen kann. Meine Kunden, die ihr Heim dem heutigen Wohnungsstil anzupassen wünschen, müssen nur zwei moderne Schlagworte verfolgen: Abbauen, Platz schaffen. Der Grundfehler der meisten unmodernen Wohnungen liegt ja nur darin, daß sie überladen sind. Sie ahnen gar nicht, wieviele Sachen sich bei einer solchen Veränderung als überflüssig herausstellen."

„Ja, das ist in der Tat das Wesentlichste!"

„Bei der Modernisierung einer alten Wohnung, oder, was viel häufiger der Fall ist, eines einzelnen Zimmers, müssen natürlich die alten Bestände nach Möglichkeit verwendet werden. Das gilt von Stoffen, Gardinen, Beleuchtungskörpern und so weiter. Es ist nun einmal mein höchster Ehrgeiz, einem Raum ein ganz neues Gesicht zu geben, ohne daß auch nur ein Nagel gekauft zu werden braucht. Ich lasse mir alte Portieren, ausrangierte Gardinen, den Inhalt der Truhen, Mottenkisten und Böden zeigen, ehe ich an die Arbeit gehe. Aus den ältesten Dingen lassen sich noch brauchbare und ansehnliche Gegenstände gewinnen, wenn man nur den Mut zur Umarbeitung besitzt."

„Und einen gewissen Ideenreichtum, nicht wahr?"

„Ja, dieser und ein sicherer Geschmack sind wohl die Voraussetzung zu meinem Beruf."

„Und wie wandeln Sie nun die Möbel um?"

„Uneinheitliche Möbel werden abgelaugt und zweckentsprechend gestrichen. Schleiflack sieht stets sehr gut aus, wenn man sich an unaufdringliche Töne, etwa grau, reseda oder mahagoni hält. Aus alten Tüllgardinen lassen sich großartige Tischdecken verfertigen. Man schneidet runde Stücke heraus und bekurbelt sie mit derber Kurbelseide. Alte Portieren ergeben tadellose Stuhlbezüge. Kleine Spitzenreste werden als Zwischenstück zwischen Tisch- und daraufliegender Glasplatte verwendet. Auf diese Weise werden Tischtücher überflüssig. Alte fleckige Tapeten werden, wenn sie nicht zu dunkel sind, mit einer passenden Deckfarbe überstrichen. Grelles, Großgeblümtes und Starkgemustertes vermeidet man tunlichst, damit Einheitlichkeit, Ruhe und Harmonie vorherrschen."

„Und können Sie mir vielleicht besonders gute Ideen mitteilen, gnädige Frau, die Ihnen in Ihrer anregenden Praxis gekommen sind?"

„Oh ja! Erst kürzlich machte ich aus einem alten, unter Bodenkram gefundenen runden Aquarium einen wirkungsvollen Tischlampenfuß. Der Lampenschirm wurde aus bemaltem Ölpapier hergestellt. Alte Seidensonnenschirme ergeben manchmal reizende Eßzimmer-Lampenschirme. Ich umrande sie mit Seidenschnur und lasse eine Seidenquaste herabhängen. Allen unmodernen hohen Tischen werden die Beine verkürzt, allen Zierat, Türmchen, Aufsätzen wird unbarmherzig zuleibe gerückt. Alte Klavierstühle werden weiß gestrichen und ergeben einen modernen Küchenstuhl. Es gibt tausenderlei, was einem einfällt, wenn man mitten in der Arbeit ist."

„Und was bringt Ihr Beruf ein, gnädige Frau?"

„In der Regel mache ich mir nach der Besichtigung der Wohnung einen Pauschalpreis aus. Das ist meinen Kunden auch meistens am liebsten. Es ist dann gleichgültig, ob ich einmal mehr oder weniger hinkomme. Selbst da, wo ich Möbel ablauge, umarbeite, dekoriere, streiche und so weiter, beträgt der Preis niemals eine dreistellige Zahl. Denn ich weiß, daß meine Kunden nicht reich sind, nach dieser Tatsache richte ich mich."

„Und bei Einzelberatung?"

„Da habe ich einen festen Satz, der sich ermäßigt, wenn die Kundin wiederholt zu mir kommt."

„Und macht Ihnen Ihr Beruf Freude?"

„Unendlich viel! Ich habe das Gefühl, aufbauend und geschmackfördernd zu wirken, und das ist heute, wo in mancher Hinsicht ein starker Verfall zu bemerken ist, besonders wertvoll."

Li.

Ordnung im Kinderzimmer.

Ein selbsthergestelltes Schränkchen.

Alle unsere Überlegungen und weisen Einteilungen bei der Gestaltung eines Kinderzimmers werden sich nicht bewähren, wenn ein Kind hingesetzt wird, das von sich aus ohne Disziplin ist. Vorbedingung für ein Funktionieren der Ordnung im Kinderzimmer ist also vor allem ein erzogenes Kind. Das Kind hinhingegen ist das Resultat der Eindrücke und Einflüsse seiner Umgebung und kann zur Ordnung in sich nur kommen in einem geregelten Milieu. So bedingt also eins das andere, ist eins vom anderen abhängig.



Verständnis für kindliches Wesen ist notwendig, um dem Kinde die Möbel zu geben, die es gerade zu seiner Entwicklung braucht. Denn an allen Dingen, mit denen ein Kind Umgang hat, wächst es und entwickelt seine Sinne bis zum vollkommenen Gebrauch. Darum ist es so wichtig, im rechten Augenblick dem Kinde das Notwendige zu geben. Kindliche Bedürfnisse dulden keinen Aufschub.

Wenn mit drei, vier Jahren das Kind die schwere Tugend der Ordnung erlernen soll, braucht es einen übersichtlichen, den kindlichen Maßen angepaßten Schrank, der ihm diese Arbeit erleichtert. Diesen Schrank werden wir am besten selbst herstellen, damit er billig wird und ganz in unserem Sinne ausfällt. Ein paar Kisten werden von Nägeln befreit und mit Sandpapier abgerieben, darauf mit hübscher Lackfarbe mehrere Male gestrichen. Dann schraubt man sie zusammen in einer Einteilung, wie sie unsere Abbildung vorschlägt, oder nach eigener Wahl. Innen kleidet man sie mit Leinen oder Nessel aus. An einer Messingstange hängt ein bunter Indanthren-Vorhang, der mit Leichtigkeit vom Kind auf- und zugezogen werden kann. Aus solch einem Schränkchen kann sich das Kind alles selbst nehmen, es kann ihn selbst in Ordnung halten. Er hilft uns, ein williges Kind zu erziehen, das im rechten Verhältnis zu nützlicher Betätigung steht.